

XXIV. Würzburger Medizinhistorisches Kolloquium

Oppenheim (Rhein), 30. Oktober 2004

Veranstaltet von der Würzburger medizinhistorischen Gesellschaft gemeinsam mit dem Institut für Geschichte der Medizin, Würzburg, und der Abteilung für Medizinische Psychologie und Medizinische Soziologie des Fachbereichs Medizin der Universität Mainz fand am 30. Oktober 2004 zu Oppenheim (Rhein) unter der Leitung von Prof. Dr. Gernot Huppmann, Mainz, das XXIV. Würzburger medizinhistorische Kolloquium statt (Diskussionsleitung: PD Dr. Ralf Vollmuth, Dr. Dr. Reinhard Platzek und Dr. Christoph Weißer).

Zunächst stellte den etwa 50 Teilnehmern *Gundolf Keil*, Würzburg, in seinem Vortrag „Die Würzburger medizinische Fachprosa des 13. bis 15. Jahrhunderts“ zwölf Texte vor, darunter auch einige Neufunde, beispielsweise das ‚Würzburger chirurgische Rezeptar‘. Argumentativ wurde die Entstehung des ‚Arzneibuchs‘ Ortolfs von Baiern für das 13. Jahrhundert gesichert, und zwar für dessen 2. Hälfte. Beim ‚Pelzbuch‘ Gottfrieds von Franken konnte Keil anhand von Überlieferungszeugen des 13. Jahrhunderts eine noch frühere Entstehung wahrscheinlich machen. Wie das ‚Pelzbuch‘ wurde auch Ortolfs Text in eine Vielzahl europäischer Sprachen übertragen. Eine zentrale Rolle spielte er als Kompilationsleittext bei der Erstellung von Kompendien. Über den Prager ‚Wundenmann‘ beeinflusste er die medizinische Demonstrationsgraphik, wie sich das auch für die hirntopographische Karte Berthold Blumentrosts zeigen läßt. In der ‚Würzburger Wundarznei‘ kam das chirurgische Gliederungsprinzip nach Arzneiformen voll zur Ausprägung; es ordnet die magistralen Formen nach der Festigkeit, und zwar in absteigender Konsistenz, beginnend mit den festen Wachspflastern und endend mit den flüchtigen, gekrackten Ölen.

Über ein „byzantinisches Bleisiegel als frühen Vorläufer eines Krankenversicherungsausweises“ referierte *Ferdinand Peter Moog*, Köln. Unter Bleisiegel aus byzantinischer Zeit sind auch sonstige Bleigepräge zu verstehen, die nicht nur zur Beglaubigung von Urkunden bzw. Schriftstücken, sondern ebenso als Marken, Billets, Ausweise oder Zugangsberechtigung Verwendung fanden. Das hier vorgestellte, 6,45 g wiegende Fundstück, das bislang immer noch ein Unikum ist, stammt nach seinen stilistischen Merkmalen aus früher byzantinischer Zeit (um 550 bis 600), weist durch Abbrüche am Rande eine unregelmäßige Form auf (Durchmesser 10 bis 18 mm), besitzt einen Kanal zum Durchziehen einer Schnur, eines Riemens oder eines Drahtes und enthält auf der einen Seite in Form eines Monogrammes die Inschrift „ΔΙΑΚΟΝΙΑΣ“ mit einem darüber befindlichen kleinen griechischen Kreuz, auf der anderen Seite in ähnlich kunstvoller Schrift „ΓΕΡΜΑΝΟΥ“ ohne erkennbare Beizeichen. Nach einem Exkurs über das Wesen des Diakons sowie einer Diakonie mit besonderer Berücksichtigung der jeweiligen Bezüge zur Medizin bzw. dem Krankenwesen wendete sich Moog der auf dem Bleisiegel genannten Diakonie des Germanos und deren mutmaßlich vermögendem Stifter zu, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. lebte, den Titel eines „Patricius“ führte und als Gouverneur der Peloponnes tätig war. Die Diakonie des Germanos stellte wohl eine Liegenschaft, Gebäude (wie das frühere Palais und ein großes, öffentlich zugängliches Badehaus) sowie Kapitalvermögen umfassende Stiftung dar, eine Art privater Unterstützungsfonds für Bedürftige, wahrscheinlich besonders jenes nach Germanos benannten Stadtviertels von Konstantinopel. Als Hauptaufgabe der Diakonie war die Armenfürsorge mit Lebensmittelgaben anzusehen, doch über die sehr wahrscheinliche zusätzliche Leistung in Form der Zugangsberechtigung zum Badehaus des Germanos wurde – nach Moog – ein erster Schritt in Richtung auf eine medizinische (physio- bzw. balneotherapeutische) Behandlung getan mit eventuellen weiteren denk-

baren echten ärztlichen Leistungen. Der Abwehr des Mißbrauchs kostenfreier Unterstützungsangebote und der zweifelsfreien Kennzeichnung der Zugangsberechtigten dienten entsprechende Bleisiegel.

„Eine psychiatriegeschichtliche Betrachtung“ zur „posttraumatischen Belastungsstörung – Alter Wein in neuen Schläuchen?“ stellten *Katharina Gladisch* und *Gernot Huppmann*, Mainz, an. „Trauma“ wurde zunächst primär somatisch verstanden. So hielt auch der Wegbereiter der modernen Psychotraumatologie, der englische Chirurg Erich Erichsen (1818-1896), die psychischen Folgen von Eisenbahnunfällen für körperlich verursacht („railway-spine-syndrome“ mit den Symptomen Konzentrationsschwierigkeiten, Entsetzen beim Anblick einer Eisenbahn, Nervosität, Alpträume u. v. m.). Die von Hermann Oppenheim (1858-1919) geprägten Begriffe ‚Traumatische Psychose‘ (1885, 1888) und ‚Traumatische Neurose‘ (1889) führten dann zu neuen – an aktuelle Debatten erinnernde – Diskussionen über Diagnose und Symptomatik im Sinne einer wirklichen Störung, insbesondere vor dem Hintergrund der finanziellen Entschädigung und unfallbedingten Berentung der betreffenden Personen. Bei ihrem historischen Abriss der Literatur über den Wandel der Symptomatik, die heute unter der Bezeichnung ‚posttraumatische Belastungsstörung‘ gefaßt ist, werteten Gladisch und Huppmann im wesentlichen deutschsprachige Quellen der Zeit von 1860 bis 2004 aus.

Gernot Huppmann, Mainz, stellte in seinem Beitrag „Zur Ergobiographie des Nervenarztes Adolf Friedländer (1870-1949), Begründers der Privatanstalt für Nerven- und Gemüthsranke ‚Hohe Mark‘“, einen heute weitestgehend vergessenen, zu Lebzeiten jedoch vergleichsweise bekannten primär ärztlich-psychotherapeutisch tätigen Psychiater vor. Dieser gründete 1904 die „Privatanstalt für Nerven- und Gemüthsranke ‚Hohe Mark‘“, die er bis 1918 leitete. Im Hinblick auf Friedländers Publikationen galt das Hauptaugenmerk Huppmanns dessen Beiträgen zur Medizinischen Psychologie, d. h. zu Verhalten und Erleben körperlich Kranker sowie zum psychischen Leben und psychologisch fundierten Handeln ihrer ärztlichen Betreuer. So befürwortete dieser eine entsprechende präoperative Vorbereitung chirurgischer Patienten durch die „Hypnonarkose“ oder setzte sich für die psychosozial adäquate Obsorge gegenüber somatisch Kranken ein. Bezüglich Medizinischer Psychologie und Psychotherapie begegnen in Friedländers Beiträgen immer wieder Appelle zu deren Aufnahme in das Curriculum des Medizinstudiums. Neben der Würdigung von dessen moderner Medizinischer Psychologie kam es Huppmann vor allem auch darauf an, Friedländers Bedeutung in bezug auf die Neurosenlehre und die (stationäre) ärztliche Psychotherapie besonders zu akzentuieren.

Bettina Brockmeyer, Kassel, referierte über „Frauen und Männer in Patientenbriefen an den Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann (1755-1843)“, aus der Zeit von 1831 bis 1835, wobei sie die brieflichen Äußerungen zu Körperwahrnehmungen und Krankheit anhand der beiden Schreibarten des Schreibens über sich und andere vorstellte; so im Falle des Kaufmannes Scheil, der in der Homöopathie die lange gesuchte Begründung für seine ausbleibenden Erfolge beim Beischlaf fand, oder am Beispiel des Pastors Günther, der für sich und seine Frau Tagebücher verfaßte, in denen er sich im Schreiben über Körperwahrnehmungen mit seiner und mit ihrer Position in der Familie und im gesellschaftlichen Umfeld auseinandersetzte. Bei Betrachtung individueller Praktiken oder Selbstbeschreibungen hinsichtlich ihrer Beziehung zu Diskursen oder gesellschaftlichen Strukturen ergibt sich – nach Bettina Brockmeyer – nicht notwendig eine Beziehung entweder der (affirmativen) Aneignung oder der Subversion, auch eine eher querliegende Beziehung ist möglich. Die Samuel Hahnemann in Patientenbriefen kontaktierenden Frauen und Männer bewegen sich in einer bestimmten normativen Geschlechterordnung und in zeitgenössischen medizinischen Diskursen, die unmittelbare Erfahrungen überformen (wenn diese Überformungen nicht gerade die Erfahrung darstellen). Gleichwohl zeigt die Sichtung der Quellen, wie verschieden die Angebote oder Gebote, ein Verhältnis zu sich oder anderen herzustellen, umgesetzt oder auch ad absurdum geführt werden können.

In ihrem Beitrag „Gelebte Hysterie – alltagsgeschichtliche Erkundungen zu Hysterie und Anstaltspsychiatrie um 1900“ berichtete *Karen Nolte*, Würzburg, über ihr bereits abgeschlossenes Dissertationsprojekt, das als erste qualitative Untersuchung von unveröffentlichten Krankenakten hysterischer Patientinnen einer psychiatrischen Anstalt um 1900 gelten kann. Aus einem Bestand von 236 Krankenakten nervöser und hyste-

rischer Patientinnen der Landesheilanstalt Marburg a. d. Lahn wurden einzelne Akten ausgewählt, um die Krankheits- und Lebensgeschichte einzelner Personen einer Fallanalyse zu unterziehen und zeitgenössische Vorstellungen und Konzepte von Hysterie aus der psychiatrischen Praxis mit geisteswissenschaftlichen Methoden herauszuarbeiten. Es kann – nach Karen Nolte – davon ausgegangen werden, daß die Krankheit innerhalb eines Netzes von sozialen Beziehungen ausgehandelt wurde, unter Beteiligung des einweisenden Arztes, des Anstaltspsychiaters, Familienangehöriger und der Patientin, wobei die soziale Herkunft der Patientinnen entscheidend für ihren Einfluß auf die Entstehung der Krankengeschichte war. Die Ansichten der Marburger Anstaltspsychiater über die Hysterie waren von einem pragmatischen Eklektizismus geprägt. Einerseits distanzieren sie sich von der „sexuellen Ätiologie“ der Hysterie, d. h. von der Grundthese, daß Hysterie von (Dys-)Funktionen im weiblichen Unterleib hervorgerufen werde, und grenzen sich damit von der „alten“ humoralpathologischen wie von der gynäkologischen, sexualwissenschaftlichen sowie psychoanalytischen Hysterielehre ab, andererseits findet sich in den Krankengeschichten weiterhin die Vorstellung von Hysterie als Erkrankung des Unterleibs. Die (Selbst-)Wahrnehmung hysterischer und nervöser Frauen changierte zwischen dem Konzept der in Folge von Überanstrengung „lädierten“ Nerven und dem Modell des fordernden bzw. in seinen Funktionen gestörten Uterus. Die spezifischen, von ihren Lebensumständen geprägten Sichtweisen der Frauen, die über angeeignete zeitgenössische Hysteriediskurse hinausgehen, eröffnen zugleich den Blick auf die Rezeptionsgeschichte von bürgerlichen Ideen. Eindringlich machte Nolte deutlich, daß die zuweilen homogenisierenden diskursanalytischen Erkenntnisse nur einen Teil von (re)konstruierbaren Wirklichkeiten darstellen.

Michael Stolberg, Würzburg, befaßte sich mit dem Thema „Stufenjahre – Wechseljahre. Medizinische Theorie und subjektive Erfahrung des Klimakteriums im Wandel der Zeit“. Er skizzierte die alte Lehre von den „Stufenjahren“ oder „klimakterischen Jahren“, der zufolge der menschliche Körper in jedem 7. Lebensjahr besonderen Veränderungen und Gefahren unterworfen war, die sein Leben beenden oder aber eine neue, stabile Lebensphase einleiten konnten. Besonders das 63. Lebensjahr galt als todbringend und war, wie Stolberg zeigen konnte, noch im 16. und 17. Jahrhundert selbst unter gebildeten Zeitgenossen weithin gefürchtet. Nur langsam wuchs die Kritik, auch unter Hinweis auf die mangelnde Bestätigung durch die Sterbetafeln, und im 19. Jahrhundert setzte dann die entscheidende Bedeutungsverschiebung zum modernen Verständnis von „Klimakterium“ ein. Zunächst, so Stolberg, sei aus dem klimakterischen „Jahr“ zunehmend eine kritische Lebensphase geworden, die sich über mehrere Jahre erstreckte und die vor allem bei Männern durch diverse typische Krankheitserscheinungen geprägt war. Schließlich seien dann die verbreiteten Ängste von Frauen und Ärzten vor dem altersbedingten Ende der „monatlichen Reinigung“ der Frau in das Konzept eingeflossen. Das „Klimakterium“ sei zu einer geradezu pathologischen, von vielerlei Beschwerden begleiteten Lebensphase vor allem der Frau geworden – eine Deutung, welche die Sexualendokrinologie des frühen 20. Jahrhunderts dann lediglich nochmals modernisiert habe.

Die gehaltenen Vorträge sollen 2005 in Band 24 der ‚Würzburger medizinhistorischen Mitteilungen‘ veröffentlicht werden.

Josef Domes

Kontaktadresse:

Prof. Dr. med. Dr. phil. Michael Stolberg
Institut für Geschichte der Medizin
an der Universität Würzburg
Oberer Neubergweg 10a
D-97074 Würzburg
e-mail gesch.med@mail.uni-wuerzburg.de

Copyright

Arbeitsgemeinschaft außeruniversitärer historischer Forschungseinrichtungen
in der Bundesrepublik Deutschland e.V., 2004.

Kein Teil dieser Publikation darf ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung der AHF in irgendeiner Form
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

AHF, Aldringenstraße 11, 80639 München
Telefon: 089 – 13 47 29, Fax: 089 – 13 47 39
E-Mail: info@ahf-muenchen.de, Website: <http://www.ahf-muenchen.de>

Empfohlene Zitierweise / recommended citation style:

AHF-Information. 2004, Nr.095
URL: <http://www.ahf-muenchen.de/Tagungsberichte/Berichte/pdf/2004/095-04.pdf>